

Marga Lemmer

Der Inseltraum

Teneriffa – Story einer Aussteigerin

ZECH

DIE AUTORIN:

Marga Lemmer, geboren 1938 in Nürnberg, schreibt Kurzgeschichten, Romane, Reisebeschreibungen und Mundartgedichte. 1987 gewann sie den Ersten Preis im Mundart-Autorenwettbewerb in Heiligenstadt, seit 1999 veröffentlicht die Hersbrücker Zeitung regelmäßig ihre zeitkritischen, humorigen Beiträge. Der hier vorliegende Roman erschien erstmals 1998 im Eigenverlag unter dem Titel »Jenseits des Käfigs«.

Alle Rechte vorbehalten · *All rights reserved*

Der Inseltraum. Teneriffa – Story einer Aussteigerin

© 2008 Verlag Verena Zech · Santa Úrsula (Teneriffa)

Text: Marga Lemmer

Umschlaggestaltung: Karin Tauer

Druck: Taller de Libros, S.L.

Dep. legal: CO-1662-2008

ISBN 978-84-934857-4-0

www.zech-verlag.com

Printed in Spain

»Sie sprechen Spanisch und so fließend wie eine Einheimische. Wunderbar!«

Ich schaue die Frau am Nebentisch, die mich da so unerwartet anspricht, an, will eigentlich unwirsch sein. Aber als ich das freundliche, erwartungsvolle Gesicht sehe, sage ich verträglich: »Wenn man so lange hier lebt wie ich, lernt man es.«

»Sie leben hier? Sie Glückliche, wie ich Sie beneide.«

Ich lächle und schaue auf José, der mir meinen *Cortado* und den für mich obligatorischen Brandy *103 negro* serviert. Wir wechseln ein paar freundliche Worte. Die Urlauberin sieht und hört fasziniert zu.

»Sie leben also schon lange hier?«, bohrt sie weiter.

»Lange? Ich weiß nicht, was in ihrem Alter lang oder kurz bedeutet. In meinem Alter hat Zeit nicht mehr so viel Bedeutung.«

»Darf ich fragen...?«

»Natürlich dürfen Sie. Wenn Sie's nicht sollten, hätte ich nicht darüber geredet. Rücken Sie zu mir herüber. Ich hasse diese deutsche Unsitte, dass sich jeder separat an seinen eigenen Tisch setzt, so als hätte er ihn für die Dauer seines Hierseins erworben und er dann beleidigt ist, wenn es jemand wagen sollte, sich dazu zu gesellen. Na ja und nun raten Sie mal. Wie alt bin ich?«

Kaum habe ich das gesagt, ärgere ich mich über dieses altweiberhafte Kokettieren mit der längst vergangenen und vergessenen Jugend. Nun kommt es auf zehn Jahre hin oder her doch wirklich nicht mehr an, sollte man meinen. Aber in welchem Weib ist nicht solange es lebt die Sehnsucht nach ewiger Jugend und Schönheit verborgen? Und wenn es manche auch nicht zugeben wollen, das Ich-möchte-schön-sein, das Begehrt-werden-wollen wurde uns allen in die Wiege gelegt. Und dies trotz mannigfaltiger Verleug-

nung, die uns die Selbstachtung diktiert. Wir machen es wie jener Fuchs, dem die Trauben zu hoch hängen und als er merkt, dass sie unerreichbar für ihn sind, sagt er, er möge sie nicht, weil sie ihm zu sauer seien.

»Ich warne Sie«, lächelt mein Gegenüber in mein verbiestertes Gesicht, »ich bin Psychologin, und in meinem Beruf beobachtet man gut.«

»Psychologin«, sage ich mit mäßiger Begeisterung und füge in Gedanken hinzu: Auch das noch.

Sie lächelt immer noch, aber ein bisschen spöttisch, und sie verunsichert mich dadurch, weil ich merke, dass sie mich durchschaut. Sie ist ja so *clever*, meine Nachfolge-Generation, und so *cool*. Diese Frauen dürften die Probleme meiner Generation nicht haben. Sie sind selbstbewusst und haben es nicht mehr nötig, die Sklavin eines Mannes zu sein. Sie fordern und bestimmen und leben ihr eigenes Leben... Sie beziehen einen Mann ein, aber sie sind nicht mehr abhängig von ihm. Meinte ich!

»Fünfundsechzig!«, sagt die Fremde und schaut mich abwartend an.

Natürlich bin ich sauer. Wenn auch nur ganz tief im Innern verborgen. Doch mein Lächeln ist liebenswürdig, ich hin erhaben über jegliche Kleinlichkeiten, über Äußerlichkeiten sowieso. Habe ich das noch nötig? Ich doch nicht! Ich weiß, dass meine Hülle in relativ gutem Zustand ist. Meine rotblonden Haare, schulterlang und brav hochgesteckt, haben nur wenige graue Strähnen. Seit ich nicht mehr fresse und saufe, sondern mir Genuss speise und trinke, bin ich von Kleidergröße 46 wieder bei normaler, meiner Statur entsprechenden 42 gelandet. Jedenfalls ist mein Körper in einer wesentlich besseren Verfassung als meine Seele. Da ist etwas gestorben, da fehlt ein Stück. Ich lebe nicht mehr. Ich überlebe nur noch.

Fünfundsechzig! Blöde Kuh, denke ich und lache freundlich, meine paar echten Zähne, verbrämt mit den künstlichen Zahnarztprodukten, bleckend.

»Muss doch was dran sein an der Psychologie.« Und sie lacht herzlich mit beneidenswert echten Zahnreihen zurück. »Verzeihen Sie, aber in meinem Beruf ist man auch so furchtbar neugierig.«

»Jaja. Und jetzt wollen Sie wissen, warum, wo und wie ich hier lebe. Stimmt's? Und ob ich alleine bin. Ja, ich bin alleine! So gottverdammst alleine, dass ich Ihnen, als einer völlig Fremden, gerne erzähle, warum ich hier im Ghetto lebe, statt zu Hause in meinem wunderschönen Frankenland, in meiner Heimat...«

Da sind sie wieder, diese verfluchten Tränen. Zeichen der Verkalkung, sagte kürzlich einer unserer begehrten und umworbenen männlichen Überlebenden über siebzig. Und jetzt rät die Psycho-Tante: »Weinen Sie ruhig. Das erleichtert.«

»Noch so eine Bemerkung von Ihnen und Sie haben mich gesehen, junge Frau!«

»Junge Frau? Ich werde bald vierzig!«

»Und ich siebzig! Und mit vierzig **war ich eine junge** Frau.«

Ich plaudere noch ein bisschen mir der Urlauberin, dann habe ich genug. Ich hasse neugierige Menschen. Ich verab-scheue Aufdringlichkeit. Doch in Wirklichkeit schockiert mich einfach die Tatsache, dass ich mich irgendwie in ihr wiederzuerkennen glaube.

Ich war auch vierzig, als ich das erste Mal nach Teneriffa kam. Vierzig Jahre alt, nicht vierzig Jahre jung, so wie die da. Denn da hatte ich bereits zwanzig Jahre Ehe hinter mir und lebte die letzten achtzehn Jahre davon in der Hölle der Eifersucht, die, obwohl berechtigt, alles kaputt machte,

was da an Gefühl für den Mann, den sie ›meinen Mann‹ nannten, in mir war. Und dieses Gefühl schmolz wie Eis in der Sonne. Nach jedem Betrug von ihm wuchs der Hass in mir, und ständig war da die Frage: Was hat sie, das ich nicht habe? Immer war eine da, die mehr oder besseres zu bieten hatte als ich. Ich fühlte mich minderwertig, unnützlich, überflüssig und vor allem ungeliebt.

Nur wer es selbst erlebt hat, kennt dieses Gefühl. Das Festhalten-wollen an dem Partner. Das Unvermögen, ihm zu vermitteln, dass man ihn und nur ihn braucht und will, und die Konfrontation mit den Tatsachen, dass man wohl geduldet und im Alltag akzeptiert wird, aber dass dieser offenbar erdrückende Alltag seine Ausweichmöglichkeiten bietet... Viele Frauen kennen dieses Gefühl des verloren gegangenen Stolzes, der Minderwertigkeit und der Ohnmacht, des Duldens und Hoffens.

Es schüttelt mich heute noch, wenn ich an meinen damaligen Seelenzustand denke. An die schlaflosen Nächte. An das Warten. Warten worauf? Geliebt- und begehrt-werden anstatt geduldet als billige Arbeitskraft, als Hausdrachen und als Erzieherin der beiden Kinder. Den Kindern zuliebe ertrug ich meine Pein bis zu jener Silvesternacht 1966. Da überraschte ich meinen Mann mit meiner Freundin Liana in meinem Bett. Dass es in meinem Bett geschah, war das Dreckigste an seinem Verrat.

Wir waren drei Paare an jenem Abend und feierten in unserem Haus die Jahreswende. Wir hatten alle zu viel getrunken. Trinken war in den sechziger Jahren modern und hatte nichts Anrühiges. Whisky war »in«. Man lernte gerade Aperitifs, Digestifs, die ausgefallensten Mixgetränke, die wahre Bomben waren, kennen. Es wurde gesoffen, geraucht und nicht nach Gesundheit gefragt, das kam erst später. Damals befanden wir uns nach all dem Kriegselend

im Konsumrausch und dem Wunsch, alles Versäumte nachzuholen. Die fetten Jahre hatten begonnen.

Ohne meinen Alkoholpegel hätte ich nie den Mut aufgebracht, in dieser Nacht meine Koffer zu packen und sang- und klanglos zu meiner Freundin aus Schultagen nach Frankfurt zu flüchten. Der Kater hatte mich dann auch gnadenlos in seinen Fängen, als ich im tristen Grau des ersten Januar-Tages im Frankfurter Westend aus dem Taxi kroch und von meiner ebenfalls recht ramponiert wirkenden ehemaligen Busenfreundin ohne viel Firlefanz aufgenommen wurde. Irene war ein Kumpel, der nicht viel fragte, sondern handelte.

›Da, trink das erst mal‹, sagte sie, ob ihrer rauhen Stimme die Augen verdrehend, ›zu viel geraucht und natürlich zu viel getrunken.‹

Ich hustete, als ich von dem scharfen roten Zeug nippte. Sie grinste: ›Prärieoyster! Wirkt Wunder. Macht einen sauberen Magen und einen klaren Kopf.‹

›Kann ich brauchen‹, flüsterte ich und empfand die Schärfe des Tomatengetränks jetzt als angenehm.

›Hast schon mal besser ausgesehen, Mariannchen‹, stellte sie fest und wischte sich den Mund mit dem Handrücken ab.

Ich heulte: ›Sag nicht Mariannchen. Das sagt er immer, der Idiot. Der Teufel soll ihn holen...‹ Ich erzählte nur das Nötigste und fiel dann aus allen Wolken, weil ich so sicher war, hier eine Weile Unterschlupf finden zu können, um diesem Schuft zu Hause Angst einzujagen.

›Natürlich hättest du hierbleiben können, aber wir verreisen am vierten Januar. Stell dir vor, wir fliegen für zwei Wochen nach Teneriffa.‹

›Nach Teneriffa?‹, fragte ich fassungslos. ›So weit?‹ Ich war über die italienische Adria nie hinausgekommen.

›Ja, denk dir nur, Teneriffa! Allein das Wort klingt schon wie eine Verheißung. Da ist es jetzt so warm, dass man im Meer schwimmen kann.«

›Im Meer baden«, schniefte ich schon wieder weinend. Ich liebte das Meer, und ich dachte an unseren letzten Urlaub in Pesaro. Da hatte ich Uwe im Postamt überrascht, als er mit einer Angelika telefonierte, die er Schätzlein nannte. Ich ging, noch ehe er die Telefonzelle verlassen hatte. Schluckte die neue Demütigung hinunter zu all den anderen. Fühlte mich nur wieder um ein Stückchen minderwertiger.

Teneriffa! Irene und ihr Mann Herbert redeten von nichts anderem an diesem ersten Januar 1967 als von der Kanareninsel im südlichsten Europa, die eigentlich mehr zu Afrika gehört, geographisch gesehen. Sie sprachen von Weihnachtssternen, Bananen und Zitrusfrüchten, die dort wachsen. Vom warmen Golfstrom und vom kühlenden Passatwind. Ich vertiefte mich in ihren Reiseführer und wurde immer begieriger auf diese Oase im Atlantik. ›Wenn ich da doch auch hinfliegen könnte«, weinte ich. Ich weinte nur noch.

›Ich habe mein Sparbuch mitgenommen. Es sind sieben-tausend Mark darauf. Meine Mutter hat mir das hinterlas-sen. Uwe weiß überhaupt nichts davon, sonst wäre das Geld längst in die Firma gewandert.«

›Siebentausend Mark«, lachte Herbert, ›dafür kannst du zehnmal nach Teneriffa fliegen und mit Vollpension.« Ja, so war das damals vor dreißig Jahren.

›Könnte ich? Würdet ihr mich mitnehmen?«

›Mensch, Marianne, das ist die Idee!« Und als Irene am nächsten Morgen im Reisebüro anrief, hatte sie zwei Stunden später das *Okay* für meine Reise. Ich würde nach Teneriffa fliegen. Auf die Kanaren!

Nachts, als ich vor Aufregung zitternd nicht schlafen konnte, packte mich die Panik. Mein Leben lang war ich gewohnt, Untertan zu sein. Nie hatte ich mich aufgelehnt, nie protestiert gegen die Rolle der Leibeigenen. Jetzt hatte ich Angst vor meiner eigenen Courage. Rebellin konnte man eben nicht über Nacht werden.

Jetzt schrecke ich hoch, muss erst zurückfinden von die-ser spontanen Reise in die Vergangenheit. Ach ja, da ist ja noch die Psychologin.

›Darf ich mich verabschieden?«

›Sie hatte ich ganz vergessen!«

›Ja, Sie waren weit weg mit ihren Gedanken.«

›Erinnerungen«, sage ich versonnen und ohne recht nachzudenken: ›Sie wollten doch meine Geschichte hören. Wollen Sie es immer noch?«

›Rasend gerne!«

›Gerne« würde genügen«, brummte ich. Diese neue Art sich auszudrücken missfällt mir einfach. Rasend gerne, unheimlich schön, irrsinnig interessant, schrecklich gut und all diese Unsinnigkeiten. Ich bereue schon wieder, dass ich so schnell beschlossen habe, vor dieser Fremden mein Le-ben auszubreiten.

Aber da ist eine spontane Zuneigung zu dieser Frau, der ich mich nicht entziehen kann. Ich spüre so etwas wie See-lenverwandtschaft, irgendwie ist die Art von meiner Art. Ich mag sie vom ersten Augenblick an.

›Also, wenn Sie wollen und mit der ›schönsten Zeit des Jahres« nichts Besseres anzufangen wissen, als die Lebensbeichte einer alten Frau anzuhören, so besuchen Sie mich doch. Sehen Sie dort diesen Riesenkasten auf der Landzunge? Dort wohne ich, habe da ein Apartment gekauft.«